Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 22 (1946-1947)
Heft: 12

Artikel: Ein Theologe wechselt den Beruf
Autor: Langenegger, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1068991

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Theologe wechselt den Beruf

Erinnerungen von J. Langenegger

Illustration von Marcel Vidoudez

Das Schicksal klopft an

Der neugebackene cand. theol. Johannes Walter in einer mittelschweizerischen Stadt erhielt eines Tages einen Brief. Er enthielt eine Einladung, in einer wichtigen Angelegenheit an einem bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde bei Herrn Kirchenrat Meyer vorzusprechen.

Fiebernd vor Aufregung, konnte er Tag und Stunde kaum erwarten.

«Was kann der hohe Herr nur mit mir wollen? Bestimmt wird es sich um eine Anstellung handeln.»

Johannes Walter war das Kind armer Eltern, die er frühe verloren hatte; edle Gönner hatten ihm das Studium ermöglicht. In einem Internat hatte er sich in Jahren strengster Arbeit auf seinen künftigen Beruf vorbereitet. Die Prüfungen waren abgelegt, und nun stand er vor der Tür seiner Zukunft. Sein Schifflein lag zur Ausfahrt bereit. Er wartete nur noch auf den Moment, wo er den Anker lichten, die Segel hissen und das Steuer in die Hand nehmen durfte, um im frischen Morgenwind seiner Jugend hinauszufahren auf das Meer des Lebens. Und wie alle jungen Leute war er voll Hoffnung und guter Zuversicht.

Die ersehnte Stunde war da, und Johannes Walter saß in der sonnenerfüllten Studierstube seines Vorgesetzten. Der Kirchenrat, ein Herr mit silbernen Haaren und einer goldgeränderten Brille mit blitzenden Gläsern, nahm ein Schriftstück in die Hand.

«Herr Kollege», ja, er sagte Herr Kollege, und das tat Johannes Walter unendlich wohl, «ich habe da eine Anfrage der jugoslawischen Synode. Sie bittet um Entsendung von ein bis zwei jungen Schweizer Geistlichen zur Betreuung der deutschsprachigen protestantischen Bevölkerung Jugoslawiens. Ich habe an Sie gedacht. Wir brauchen für diesen Posten einen Mann, der eine harte Lebensschule durchlaufen hat und sich vor keinen Strapazen fürchtet. Er wird sich auf allerlei Abenteuer gefaßt machen müssen, denn es soll dort unten noch Urwald und Wölfe

geben. Wo die Eisenbahn nicht hinfährt, da wird man auf dem Pferderücken hinkommen müssen. Auf einen solchen Posten können wir kein zartes Muttersöhnchen schicken.»

Das lebengestaltende Schicksal hatte bei Johannes Walter angeklopft. Sollte er annehmen und in die Fremde ziehen oder ablehnen und auf eine Anstellung in der Heimat warten? War es nicht schön, einmal aus der Enge herauszukommen und fremde Länder, Völker und Sitten kennenzulernen?

Wo war aber dieses Jugoslawien? Das große Ringen des ersten Weltkrieges hatte ihn nur insofern berührt, daß es ihn immer wieder aus den Studien herausriß, ihm das Gewehr in die Hand drückte und ihn zur Grenzwacht aufbot. Die Neugestaltung der europäischen Landkarte und besonders die Grenzziehungen auf dem Balkan hatten ihn nicht groß interessiert. Was war der Balkan schon! Ein Hexenkessel, ein europäischer Wetterwinkel, ein ewiger Unruheherd. Es mochte wohl so sein, daß es dort noch Urwald, Wölfe und Hinterwäldler gab. Ein angenehmes, sattes Leben mochte seiner dort nicht warten, aber vielleicht eine große, schöne Aufgabe. Bestimmt waren die Leute dort unten noch nicht mit geistlicher Kost so übersättigt wie hier in der Heimat.

«Ich nehme an», sagte Walter zu dem ihn in seinen Überlegungen nicht störenden Kirchenrat.

«Recht so, es ist immer gut, wenn sich junge Leute etwas fremden Wind um die Nase pfeifen lassen. Das weitet den Blick und läßt uns für größere Aufgaben reif werden. Wer immer nur in der Enge der Heimat bleibt, versinkt zu gern in einer satten Spießbürgerlichkeit, wird überheblich und spielt sich gerne als Schulmeister auf. Gehen Sie nach Jugoslawien, bereichern Sie Ihr praktisches Wissen, und in ein paar Jahren werden Sie der berufene Mann für eine andere, größere Aufgabe sein.»

Walter suchte sich nun eifrig über Jugoslawien oder, wie es damals noch offiziell hieß, das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen, zu orientieren. Das neue Staatengebilde war 1919 entstanden. Es umfaßte neben dem alten Serbien die Gebiete von Kroatien, Slowenien, Bosnien und Dalmatien, die von der alten Donaumonarchie Österreich-Ungarn abgetrennt worden waren. Es gehörte ferner das kleine Königreich Montenegro dazu. Vom südlichen Ungarn waren die Komitate Baranja, Batschka und Banat zu Jugoslawien geschlagen worden, und im Süden wurde von Bulgarien das Gebiet von Mazedonien abgetrennt und dem neuen Staat einverleibt. Das Vorkriegsserbien zählte ungefähr fünf Millionen Einwohner. Durch die Gebietsvergrößerung kamen elf Millionen dazu, über die die Serben die Vorherrschaft ausübten. Etwa neunhunderttausend Deutsche, die unter der Kaiserin Maria Theresia und ihrem Nachfolger Josef II. ins Land gerufen worden waren, wohnten in Streusiedlungen im neuen Staatsverband. Unter diesen also sollte Walter seine Arbeit haben.

Die Reisevorbereitungen gaben viel zu tun. Der Reisepaß, die Durchreisevisa für Österreich und Ungarn, das Einreisevisum für Jugoslawien mußten beschafft werden.

Walter stand vor der schweren Frage: «Was soll ich von meiner Habe zurücklassen, was soll ich mitnehmen?» Wenn er auch, wie man so sagt, ein «armer Teufel» war, so besaß er doch einiges, von dem er sich nicht gerne trennen mochte. Sollte er seine Bücher zurücklassen? Nein, denn sie gehörten zu seinem «Handwerkszeug». Da war ein Schreibtisch, das Geschenk einer alten Gönnerin. Sollte er diesen verkaufen und dann im «Urwald» seine Predigten auf einem Kistendeckel schreiben? Die Schreibmaschine war zwar nicht neuester Typ, mit allen erdenklichen Schikanen ausgestattet, aber sie hatte ihm bisher gute Dienste geleistet. Konnte er sie auf seinem Hinterwäldlerposten nicht auch gut gebrauchen? Und dann, lacht bitte nicht, besaß er einen kleinen Kanarienvogel, ein liebes, munteres Tierchen, das ihm mit seinem Gesang schon manche trübe Stunde

erheitert hatte. Sollte er sich nun von ihm trennen?

Eine Speditionsfirma war bereit, den Transport nach Novisad, einer Stadt an der Donau, dem vorläufigen Reiseziel, zu übernehmen.

An einem sonnigen Frühlingstage bestieg Johannes Walter den Schnellzug nach Wien. Für seinen Kanarienvogel hatte er sich einen kleinen Versandkäfig beschafft und ihn mit auf die Reise genommen. Der muntere Sänger ließ sich von der fremden Umgebung nicht stören, er schmetterte zum Ergötzen der Mitreisenden ein Lied nach dem andern in die sonnige Landschaft hinaus. Er reckte die Flügel, als ob er dem Zug vorausfliegen möchte, dem fremden Land entgegen.

Mit einem lachenden und einem weinenden Auge nahm Johannes Walter Abschied von seiner Heimat. Hinter ihm lag eine harte, freudlose Jugend, eine entbehrungsreiche Studienzeit, aber es war immer die Heimat, die liebe, schöne Heimat, die er nun verließ. Vor ihm lag das fremde Land, wie ein hinter einem Vorhang verborgenes Schicksal. Was würde es ihm bringen? Doch Walter war nicht willens, sich trüben Gedanken hinzugeben. Er glaubte fest, daß ihm eines Tages das Glück begegnen würde, und dann wollte er fest zufassen und es nicht mehr loslassen.

Auf einem Wiener Verkehrsbureau versicherte man Walter, daß es vorteilhafter sei, die Weiterreise mit dem Schiff zu machen. Am Mittwoch werde ein Donaudampfer mit Ziel Belgrad abfahren. «Warum soll ich mit dem Zug fahren und ein paarmal umsteigen, wenn ich mit dem Schiff mein Ziel direkt erreichen kann?» fragte sich Walter und belegte, kurz entschlossen, einen Schiffsplatz.

«Die Eile ist vom Teufel»

In vollen Zügen genoß er die reizvolle Fahrt auf der Donau. Die alte ungarische Krönungsstadt Preßburg, nun zur Tschechoslowakei gehörend, zog an ihm vorüber. Budapest prangte im Licht von Millionen Lichtern. Am Morgen fuhr das Schiff durch die gewaltige ungarische Tiefebene.

«Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten.» Die Angaben des Wiener Verkehrsbureaus stimmten nicht. Das Schiff hielt in Baja, der Grenzstation zwischen Ungarn und Jugoslawien an.

Für die Proteste der Reisenden, Walter war nicht der einzige, der hereingefallen war, hatten die Beamten nur ein Achselzucken.

«In drei Tagen fährt ein Schiff weiter donauabwärts.» Drei Tage in diesem gottverlassenen Nest warten? Nein!

Walter hatte noch keine Ahnung davon, daß man auf dem Balkan von der Zeit einen andern Begriff hat als in seiner Heimat. Das Sprichwort: «Die Eile ist vom Teufel» hat dort noch volle Gültigkeit.

Drei Tage warten? Nein! Das Nest muß doch auch einen Bahnhof haben. Also wird die Reise mit der Bahn fortgesetzt.

«Wo ist der Bahnhof?» frug Walter einen Uniformierten.

«Nem tudom», antwortete dieser achselzuckend, ebenso ein zweiter und dritter. Keiner verstand oder wollte Deutsch verstehen.

Johannes Walter hätte besser nach dem Städtchen gefragt; denn als er das Gebäude der Schiffsstation verließ, sah er vor sich wohl eine weite Ebene, aber keine Stadt. Es schien, als ob er mitten auf der Puszta ausgesetzt worden wäre.

«Das kann gut werden», sagte er sich, jetzt schon schwitzend. Strahlend stand die Sonne am wolkenlosen Himmel.

Eine Straße, von zwei Reihen Pappelbäumen eingerahmt, entfernte sich von der Schiffsstation. Eine Straße? Jeder verlorenste Feldweg in der Heimat ist besser als diese Straße, auf der man bei jedem Schritt bis an die Knöchel im Staube versank.

Unverdrossen schleppte Walter seine beiden Koffer, doch immer öfters mußte er sie hinstellen und verschnaufen. An seinem Leib war kein trockener Faden

mehr, und sein schwarzer Anzug sah vom Staub schon ganz grau aus.

Endlich zeigten sich einige Kirchtürme. Bald tauchten auch die ersten Hütten auf. Waren das Elendshütten! Und das Volk erst! Verlumpt, dreckig und, aus gewissen Bewegungen zu schließen, auch verlaust. Zigeuner!

Im Nu war Walter von einer Schar halbnackter Buben und Mädchen umringt, die ihm heischend und bettelnd ihre braunen Hände entgegenstreckten und ihm durch Zeichen ihre Dienste anboten. Ein junger Bengel kam mit einem lotterigen Karren angerannt. Hilfe konnte Walter gut brauchen, war es aber geraten, diese anzunehmen? Um aus dem wachsenden Gedränge und Geschrei herauszukommen, lud er, kurz entschlossen, seine Koffer auf das Gefährt, und los ging es in einem Tempo, dem Walter kaum zu folgen vermochte. Sein Ruf: «Langsamer! Langsamer!» wurde nicht beachtet, wohl auch gar nicht verstanden. Die beiden Bengel, die sich an den Karren gespannt hatten, schauten nur zurück, lachten und zeigten ihre blitzenden Zähne. Walter konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Kerle ihm mit seinen Koffern durchbrennen würden, wenn es ihnen gelänge, ihm aus den Augen zu kommen. Das durfte auf keinen Fall geschehen, darum mußte er laufen, nein, rennen.

Der Bahnhof war erreicht. Walter war außer Atem von der Hetzjagd. Die Zigeunerjungen strecken ihre schmutzigen Hände aus, um den Fuhrlohn in Empfang zu nehmen. Walter gab ihnen eine Fünf-Pengö-Note, die ungefähr fünf Schweizer Franken entsprach. Doch die Zigeunerbuben waren damit nicht zufrieden. Sie deuteten mit ihren Fingern, daß sie noch drei solcher Noten haben wollen. Walter überlegte, ob er ihnen noch eine Note geben solle, obwohl er sich darüber klar war, daß er schon reichlich gegeben hatte. Die Buben gestikulierten wie wild und schrien auf Walter ein, wie wenn sie von ihm betrogen worden wären. Da nahte ein Bahnbeamter und hörte sich die Sache an. In gebrochenem Deutsch frug er Walter nach dem gegebenen Lohn.

«Fünf Pengö haben Sie den Zigeunern gegeben? So viel verdienen die in einem halben Jahr nicht.» Klatsch, saß dem einen Jungen eine Ohrfeige und — klatsch, hatte auch der zweite schon eine weg. Das wirkte. Die Bengel nahmen ihren Lotterkarren und verschwanden heulend.

«Mit dieser Gesellschaft muß so gesprochen werden; eine andere Sprache wollen sie nicht verstehen.»

Walter mußte ihm in der Folgezeit recht geben, wenn ihn auch die Behandlung erst empört hatte.

«Legitimacije»

Am Abend fuhr ein Zug nach Subotica, von dort um Mitternacht einer nach Novisad. Um drei Uhr früh kam er in der schlafenden Stadt an, müde und gerädert, denn die jugoslawischen Bahnen sind nicht so bequem wie die schweizerischen, und die wenigen Züge sind immer stark überfüllt. Es war in Subotica direkt ein Kunststück gewesen, auch nur einen Stehplatz zu bekommen.

Walter war nicht mit hochgeschraubten Erwartungen ins Land gekommen; was er aber bis jetzt erlebt hatte, legte sich wie ein Alpdruck auf ihn. Müdigkeit und Hunger taten das ihre.

Die Absicht, im Wartesaal den Tag zu erwarten, wurde ihm zunichte gemacht. Er wurde hinausgewiesen, denn das Bahnhofsgebäude wurde geschlossen. Walter stand auf der nachtdunklen Straße. Das Wetter hatte umgeschlagen. Ein feiner Regen sprühte herab. Aufs Geratewohl ging er die Straße entlang.

«Stoj!» wurde er aus dem Dunkel angerufen.

Eine Militärpatrouille trat auf ihn zu.

«Legitimacije!» Das Wort kannte er nun schon von den verschiedenen Kontrollen im Zug. Er zückte seinen Paß, der im Schein der Taschenlampe wie ein Wundertier besichtigt wurde. Wahrscheinlich hatte noch keiner der Soldaten einen Schweizerpaß in den Händen gehabt.

Die Frage nach dem Wohin mußte Walter erraten, denn er verstand kein Wort von dem, was die Soldaten sprachen. Er nannte die Adresse seines Superintendenten, und höflich wiesen ihm die Männer den Weg.

Er kam bis zur nächsten Straßenecke. «Stoj!» wurde er wieder angerufen. Wieder trat eine Patrouille an ihn heran. «Legitimacije!»

Fünfmal mußte er seinen Paß vorweisen und wurde weiter gewiesen, bis er vor dem Hause des Superintendenten stand. Was ihm unter normalen Umständen mehr als peinlich gewesen wäre, in dieser Nacht waren ihm diese Kontrollen eine willkommene Hilfe.

Erst später machte er sich darüber Gedanken, daß er in jeder Straße von Militärposten kontrolliert worden war und sagte sich, daß das neue Staatengebilde noch nicht zur Ruhe gekommen sein müsse. Die spätern Beobachtungen bestätigten ihm dies, denn es gärte im Lande noch da und dort.

Wenn Walter nun am Ziel seine Hoffnung auf ein Bett gesetzt hatte, sah er sich bitter enttäuscht. Er entzündete ein Streichholz nach dem andern und suchte neben dem Haustor eine Glocke, doch war diese Einrichtung hier offenbar noch nicht bekannt. Rufen mochte er nicht, denn er durfte doch nicht die ganze Straße alarmieren. So blieb ihm nichts anderes übrig, als sich auf seine Koffer setzen, sich vom feinen Regen langsam durchnässen zu lassen und zu warten, bis das Leben im Hause erwachte und jemand das Haustor aufschloß. Er mußte dabei ordentlich auf die Zähne beißen, um den drohenden «Moralischen» zu unterdrücken. «Jetzt nur nicht schwach werden, es kann und wird schon noch besser kommen», sagte er sich immer wieder.

Als er wieder ordentlich gegessen und sich gründlich ausgeschlafen hatte, zeigte ihm Jugoslawien ein viel freundlicheres Gesicht. In den deutschen Dörfern hieß man ihn herzlich willkommen. Man stritt und riß sich um den Gast. Man bewirtete ihn mit Gänsebraten, Hühnerbraten, Spanferkel, feinsten Knödeln, herrlichem Backwerk, man nötigte ihn zum Essen, man legte ihm vor, und Pfarrer Walter aß und aß, bis er schwitzte, denn er fürchtete, seine Gastgeber zu kränken, und das wollte er vermeiden. Er aß und aß, bis er krank wurde. Gastfreundschaft wird in Jugoslawien gepflegt wie kaum anderswo, für den Neuling kann sie aber gefährlich werden, falls er nicht den Mut hat, «nein danke» zu sagen.

Eines merkte Walter sehr bald. In der Heimat hatte man von Jugoslawien einen ganz falschen Begriff. Wo war der Urwald? Als er eine diesbezügliche Frage wagte, lachte man ihn aus. In diesen weiten, von schiffbaren Flüssen durchzogenen Ebenen wuchsen Weizen und Mais in unendlicher Fülle. In den großen Dörfern wohnten keine Hinterwäldler, sondern sehr weltaufgeschlossene Menschen. In den Städten blühte Handel und Wandel.

Woche um Woche verging, ohne daß sein Transportgut eingetroffen wäre. Walter war schon bereit, alles abzuschreiben, als er vom Zollamt die Verständigung bekam, daß eine Sendung für ihn angekommen sei.

Die Kisten mit den Büchern und die Schreibmaschine waren da. Wo aber war der Schreibtisch?

Der Beamte zuckte die Schultern. Nirgends in der Welt wird soviel mit den Schultern gezuckt wie auf dem Balkan. Es scheint besonders unter den Beamten eine chronische Krankheit zu sein, für die es nur ein Heilmittel gibt — eine offene Hand. Das muß man aber wissen. Walter wußte es damals noch nicht.

«Wo ist mein Schreibtisch?» Walters Augen sperberten durch die Halle, doch nirgends war der Lattenverschlag zu entdecken, in den er ihn verpackt hatte.

Von ungefähr kam Walter an einer offenen Bureautüre vorbei. Was sah er da? Walter rieb sich die Augen. Das mußte doch sein Schreibtisch sein, der dort drin stand?!

Walter wandte sich an den Beamten: «Hier drin steht mein Schreibtisch, den

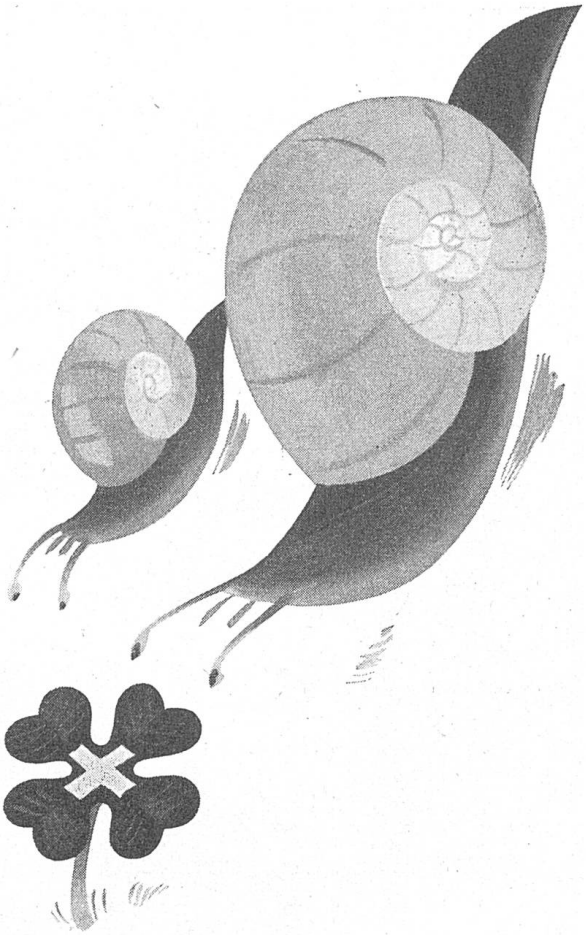
ich vermisse. Wie kommt der in dieses Bureau?»

Der Beamte zuckte die Schultern und gab auf Serbisch eine mürrische Antwort. Walter riß der Geduldsfaden. Er betrat das Bureau, und ehe ihn der Beamte daran hindern konnte, riß er eine Schublade heraus und drehte sie um. Der Beamte machte dumme Augen, als er auf dem Boden einen Stempel aufgedrückt sah: Johannes Walter, cand. theol., Zürich. Der Papiere nicht achtend, riß Walter auch die andern Schubladen heraus und drehte sie um. Der Stempel war auf alle Böden aufgedrückt. Das war allerdings ein schlagender Beweis, daß der Schreibtisch ihm gehörte.

Sprachlos starrte der Beamte auf die verräterischen Worte. Er war ganz bleich geworden. Doch nur einen Augenblick lang schwieg er, dann brach ein Redeschwall aus ihm heraus. Walter verstand nur das Wort «Policije», das sich vielleicht ein dutzendmal wiederholte. Doch Walter fühlte sich zu sehr im Recht, daß er sich hätte einschüchtern lassen. Kurz und sachlich erklärte er dem Beamten, daß hier ganz offenbar eine Unterschlagung von Zollgut vorliege. Er werde durch das Schweizer Konsulat einen Bericht an das Ministerium in Belgrad schicken.

Und nun geschah ein Wunder. Der Beamte, der vorher kein Wort Deutsch verstehen wollte, konnte auf einmal ganz gut Deutsch sprechen. Er entschuldigte sich bei Walter und wollte ihn glauben machen, daß es sich um ein unliebsames Versehen handle. Er bat ihn, von einer Meldung des Vorfalles abzusehen, denn er sei Familienvater und er würde bei dieser Sache um Amt und Brot kommen.

Walter war viel zu gutmütig, als daß er der Bitte nicht Gehör geschenkt hätte. Zufrieden, daß er seinen Schreibtisch wieder gefunden hatte, reichte er dem Beamten die Hand und versprach, über den Vorfall zu schweigen. Dafür wurde dann die Zollabfertigung prompt und anstandslos erledigt.



„Liebe Tochter, merke dir, dieser Glücksklee ist für uns Schnecken ungenießbar! Es wird mir immer rätselhaft bleiben, warum die Menschen ihn so ganz besonders lieben..."

ZIEHUNG DER LANDES-LOTTERIE 11. SEPTEMBER

Einzel-Lose Fr. 5.–, Serien zu 10 Losen Fr. 50.– mit 2 sicheren Treffern, bzw. 5 Losen Fr. 25.– mit einem sicheren Treffer, erhältlich bei allen Losverkaufsstellen und Banken. Einzahlungen an Landes-Lotterie Zürich VIII 27600.

um auch für die Kinder ein paar ruhige Augenblicke frei zu bekommen, ist heute für die vielbeschäftigte Hausfrau nicht leicht. Da kommen ihr Maggi's Produkte immer wieder zu Hilfe: sie nehmen die zeitraubende Zurüstungsarbeit ab, verkürzen die Kochzeit und erleichtern die Zubereitung vieler Gerichte.

MAGGI'S PRODUKTE

die Helfer der Hausfrau.

Die Note im Paß

Um länger im Lande bleiben zu können, mußte Walter um eine Aufenthaltserlaubnis ansuchen. Das Visum in seinem Paß lautete auf sechs Monate. Der zuständige Beamte machte ein bedenkliches Gesicht, als ihm Walter seine Bitte vortrug. Berghohe Schwierigkeiten stünden einer Erteilung entgegen. Es müßte ein Gesuch in serbischer Sprache eingereicht werden. Selbstverständlich in zyrillischer Schrift geschrieben! Die kroatische Sprache mit lateinischer Schrift war zwar nach dem Gesetz gleichberechtigt, aber nur nach dem Gesetz, nicht aber nach den Beamten. Ob Aussicht sei, daß dem Gesuch stattgegeben würde? Aussicht sei sehr wenig vorhanden, aber er solle es auf alle Fälle einreichen.

Walter hätte zu seinem Zollbeamten gehen können. Dieser hätte ihm das Gesuch gerne geschrieben und hätte sich gefreut, wenn er die ihm erwiesene Guttat hätte vergelten dürfen. Doch er hatte schon allerlei gelernt im fremden Land. Es bestand nur Aussicht auf eine glatte Erledigung des Gesuches, wenn er es dem Beamten selber übertrug.

«Würden Sie so liebenswürdig sein und mir das Gesuch schreiben, denn Sie wissen ohne Zweifel am besten, wie es abgefaßt werden muß?», frug Walter den Beamten.

«Wo denken Sie hin, ich kann doch Ihr Gesuch nicht schreiben. Sie werden schon jemand finden, der es für Sie besorgt.»

«Könnten Sie mir jemand nennen, der es für mich schreibt? Er muß es selbstverständlich nicht umsonst tun, ich werde mich erkenntlich zeigen.»

Ganz diskret hatte Walter eine Hundertdinarnote in seinen Paß gesteckt. Der Beamte hatte selbstverständlich nichts gesehen.

«Geben Sie mir Ihren Paß, ich will sehen, daß ein Freund von mir das Gesuch für Sie schreibt.»

Aufmerksam blätterte er den Paß durch, als müßte er ihn auswendig lernen. Er sah die Note, die ganz hinten drin

steckte, zuckte aber mit keiner Wimper.

«Lassen Sie den Paß hier, mein Freund wird die Sache für Sie besorgen. Sie brauchen sich nicht mehr darum zu kümmern. Kommen Sie in ein paar Tagen wieder nachfragen.»

Nach einigen Tagen erhielt Walter den Paß zurück. Die Aufenthaltserlaubnis stand drin, dafür fehlte die Note. Der «Freund» hatte alles trefflich besorgt. Beamtenbestechung? Bewahre! Der jugoslawische Beamte war damals (wohl auch heute noch) derart schlecht bezahlt, daß er auf einen Nebenverdienst angewiesen war. Das war der übliche Amtsverkehr, der selbst in den Ministerien gepflegt wurde. Der Balkan ist nicht die Schweiz, und es geht nicht an, daß man überall den Schweizer Maßstab anlegt.

Vom Amt und einem großen Fehler

Je länger Walter im Lande war und es bereiste, um so lieber wurde es ihm. An vieles mußte er sich gewöhnen, das ihm in der Heimat fremd war. Nie zuvor hatte er einen solchen Kontrast zwischen arm und reich, zwischen französischer Eleganz und den armseligen Zigeunerlumpen gesehen. Es gibt Wohnungen mit westeuropäischem Komfort, Paläste und Villen, die in jedem hochkultivierten Staate stehen dürften, nicht weit davon aber stehen armselige Katen und erbärmliche, windschiefe Zigeunerhütten.

Daß auf den meisten Bahnlinien täglich nur zwei Zugspaare verkehrten, gehörte ebenfalls nicht zu den Annehmlichkeiten. Wieviel Zeit ging mit dem Warten verloren! Walter versuchte es mit einem Motorrad, doch nur kurze Zeit. Die Straßen in den Städten sind teils gepflastert, teils asphaltiert, sobald aber der Schlagbaum an der Stadtgrenze passiert ist, dann gleichen sie einem umgepflügten Acker. Die wenigsten Landstraßen besitzen ein Steinbett. Bei trockenem Wetter mahlen die Räder im Staub, bei Regenwetter gibt es überhaupt kein Fortkommen mehr. Dazu kam die große Unsicherheit. Als Walter an einem Sonntagnachmittag auf einer einsamen Strecke von einem baumlangen bosniakischen Wegelagerer angefallen wurde, der ihm einen Strick lassomäßig über den Kopf zu werfen und ihn damit vom Rad zu reißen suchte, hatte er genug. Nein, sein Leben war ihm doch zu lieb, als daß er es so aufs Spiel setzen wollte. Er fuhr wieder mit der Bahn und — ließ sich Zeit. Warum sollte er es nicht tun, da es doch jedermann tat?

Diese vier im Haus, und das Essen wird zum Schmaus. Wer eines kennt, kauft auch die vier andern!

Eines fiel Walter immer wieder auf, wenn er die Schaufenster in den Städten besichtigte. Es waren große Mengen deutscher, tschechischer und französischer Ware ausgestellt, aber keine Schweizer Qualitätsprodukte zu sehen. Ein einzigesmal konnte er in Novisad eine Tafel Cailler-Milchschokolade auftreiben, und die war nicht nur sehr teuer — sie war auch verschimmelt. Weiß Gott, wann und wie die nach Jugoslawien gekommen war. Im Gespräch mit Kaufleuten stellte er immer wieder die Frage: «Warum führt Ihr keine Schweizer Ware? Sie ist doch qualitativ hochstehend.»

«Wir wissen, daß die Schweiz hochqualifizierte Produkte fabriziert. Wir können sie aber nicht kaufen, denn sie ist für unser valutaschwaches Land viel zu teuer. Kein Mensch würde den Preis auslegen, den wir dafür fordern müßten.»

Das Problem gab Walter viel zu denken. Hier war ein Land, das reich war an Getreide, Mais, Geflügel, Eiern, an Bodenschätzen aller Art, jedoch arm an Industrie und ihren Erzeugnissen. Landwirtschaftliche Maschinen, Nähmaschinen, Uhren, elektrische und optische Geräte, Präzisionswerkzeuge, ärztliche Instrumente, chemische Produkte, alles mußte eingeführt werden. Warum war denn nicht ein Tauschverkehr möglich, und wo blieben unsere Kaufleute, unsere Techniker und Ingenieure, die für die Qualitätsprodukte unserer Heimat warben? Wo blieben die jungen Männer, die schweizerischen Unternehmergeist in dieses junge Land trugen, in dem so viel Aufbauarbeit wartete? Je mehr er das Land kennenlernte, um so weniger konnte Walter verstehen, daß man in der Heimat so wenig Kenntnis von ihm hatte und naserümpfend sagte: «Balkanstaat. Kommt für mich nicht in Frage.» Und ganz sicher gab es noch andere Länder dieser Art.

Sein Amt bot Walter allerdings wenig

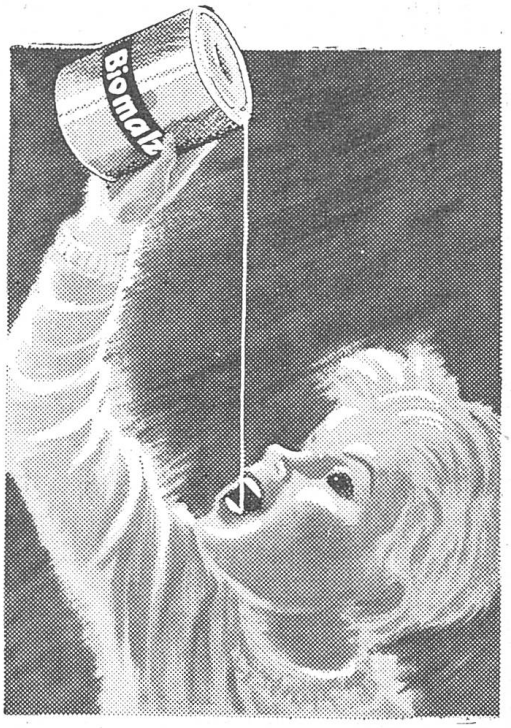
Kupferstich aus dem Bally Schuhmuseum

Befriedigung. Der Neid mußte es ihm lassen, er war ein guter Redner und hatte eine ernste Berufsauffassung. Als er aber sah, wie diese satten, selbstzufriedenen Menschen in seinen Predigten schliefen, schwand seine Begeisterung und Freudigkeit mehr und mehr. Er konnte sich nicht darüber beklagen, daß die Leute nicht in die Kirche gekommen wären, nein, das nicht, aber Walter hatte ständig das Gefühl, daß seine Predigten an ihrer Sattheit abprallten. Das brachte es mit, daß er sich langsam und dann immer intensiver dem Volkswirtschaftsstudium zuwandte.

Einen großen Fehler beging Walter; er hat ihn später als solchen erkannt und bedauert. Je mehr das weite, schöne Land mit seiner Vielgestaltigkeit und Vielfalt ihn gefangennahm, um so mehr ließ er die Verbindungen zur Heimat fallen. Nicht, daß er etwa die Heimat vergessen hätte! Aber seine Briefe wurden immer seltener und blieben schließlich ganz aus. Er wurde durch sein eigenes Verschulden in der Heimat vergessen.

Entweder- oder

Zweieinhalb Jahre war Pfarrer Walter im Lande, da lernte er eines Tages die Tochter eines serbischen Großkaufmanns kennen und heiratete sie ein halbes Jahr später. Dieser Schritt erschütterte seine Stellung als Pfarrer gewaltig. Trotzdem in Dörfern und Städten Serben, Ungaren und Deutsche oft Haus an Haus wohnen, kommen Mischehen zwischen Deutschen und Serben sehr wenig vor. Wenn ein Deutscher eine Serbin oder auch eine Ungarin heiratet, gilt er für das deutsche Volkstum als verloren. Tatsache ist, daß die Deutschen auf dem Balkan ihr Volkstum nur durch Isolation vor den andern Volksstämmen durch die zweihundert Jahre ihres Dortseins erhalten konnten. Schon die Kinder einer Mischehe sprechen oft die deutsche Sprache nicht mehr; die Enkel aber werden immer fanatische Serben oder Ungaren, die ihren deutschen Namen ablegen.



Biomalz

Kräftespender für jung und alt!

Zur allgemeinen Stärkung dient am besten Biomalz « rein ». Soll aber einzelnen Organen besonders nachgeholfen werden, dann Biomalz « extra » mit Medikament-Zusätzen wählen :

Biomalz mit Magnesium und Kalk bei Nervosität, geistiger Erschöpfung und Uberanstrengung.

Biomalz mit Kalk bei schwachen Knochen und Zähnen, für werdende und stillende Mütter.

Biomalz mit Eisen bei Blutarmut, Bleichsucht, nach Blutverlust infolge Unfall, Operation, Wochenbett.

Biomalz mit Jodeisen zur Blutreinigung, bei Hautausschlägen, Skrofulose.

Biomalz « rein » ist überall erhältlich zu Fr. 3.60, Biomalz « extra » mit Medikament-Zusätzen in Apotheken und Drogerien zu Fr. 4.50.

Diese Tatsache macht verständlich, wie sehr man Pfarrer Walter seine Wahl verübelte. Er hatte wohl keine christlichen Gebote, aber ungeschriebene Gesetze des Volkstums übertreten. Umsonst versuchte er geltend zu machen, daß diese Gesetze für ihn als Schweizer nicht verpflichtend sein können.

«Für Sie als Schweizer nicht, um so mehr aber für unsern Pfarrherrn», gab man ihm zur Antwort.

«Sie haben als Pfarrherr eine uns heilige Schranke eingerissen und unsern jungen Leuten ein schlechtes Beispiel gegeben. Wir werden unsere Söhne und Töchter nicht mehr zurückhalten können, wenn sie unter den Fremdstämmigen freien und sich freien lassen wollen. Sie werden auf Ihr Beispiel hinweisen und sagen: „Was unser Pfarrer tun darf, das dürfen wir doch auch tun." Sie sind durch Ihre Heirat mit einer Serbin ein Totengräber unseres deutschen Volkstums geworden.»

Das waren harte Worte, und weil sie aus dem Munde von weißhaarigen Kirchenvorstehern kamen, zog Pfarrer Walter die Konsequenz. Er reiste mit seiner Frau, die wohl etwas Französisch, aber nicht Deutsch sprach, in die Heimat.

Hier hatte sich einiges verändert. Kirchenrat Meyer, der ihm seinerzeit die Annahme der Stelle in Jugoslawien empfohlen hatte, war gestorben. Da Walter seine Verbindungen zur Heimat abgebrochen hatte, war er ein Fremder geworden. Er begegnete überall einer merklichen Kühle, und wo er sich auch bewarb, er wurde abgelehnt. Walter konnte das einfach nicht verstehen, bis ein Kollege ihm ganz zart andeutete, daß er es sich mit seiner Heirat besser hätte überlegen müssen, wenn er die Absicht hatte, wieder in die Heimat zurückzukehren. Eine Serbin, die dazu kein Wort Deutsch spreche, sei als Schweizer Pfarrfrau nicht gut denkbar.

Nun war der Schuß heraus. Was er schon geahnt hatte, stand nun als nackte Wirklichkeit vor ihm. Alles Aufbegehren half nichts. Er stand wie vor einer Mauer, die keine Türe hatte.

Die Flinte ins Korn werfen? Nein, das tat Pfarrer Walter nicht. Er packte mit seiner Frau die Koffer und reiste ab — nach Jugoslawien.

Der Kaufmann

Seine Pfarrstelle trat er nicht mehr an. Sein Schwiegervater, der schon bei Jahren und die letzte Zeit etwas kränklich war, nahm ihn gerne in sein Geschäft auf. Mit Tatkraft trat Walter in seinen neuen Aufgabenkreis. Weit davon entfernt, seiner Heimat zu grollen, suchte er nun zu verwirklichen, was er schon drei Jahre zuvor als großen Mangel empfunden hatte. Er knüpfte mit Schweizer Häusern Handelsbeziehungen an. Wenn der Gewinn, der für ihn herausschaute, mehr als bescheiden war, er gab sich damit zufrieden, denn er rechnete nicht nur mit der Gegenwart, sondern mit der Zukunft. Die Güterwagen, die ihm die Schweizer Ware brachten, rollten aber nicht leer zurück, sie nahmen Güter des Landes mit in die Heimat. Er, der einstige Theologe, der in seiner Sentimentalität sich nicht einmal von seinem Kanarienvögelchen trennen konnte und es mit in das fremde Land nahm (es hat, von der jungen liebenswürdigen Frau treu gepflegt, noch jahrelang sein Liedchen getrillert), ist ein geachteter, in den Ministerien wohlbekannter Führer von Wirtschaftsverhandlungen geworden. Wenn ihm auch Jugoslawien lieb geworden war wie eine zweite Heimat, seiner Schweizer Heimat hielt er bis zu seinem frühen Ende (er starb im Frühjahr 1939 an einer Lungenentzündung) die Treue. In seinem Geschäft waren drei junge Schweizer Kaufleute beschäftigt. Er betreute sie wie ein Vater, und mit väterlicher Strenge achtete er darauf, daß ihre Briefe regelmäßig nach der Heimat abgingen.

«Brecht mir die Verbindung zur Heimat nicht ab. Eines Tages werdet Ihr wieder heim wollen, und dann ist Euch die Heimat zur Fremde geworden», pflegte er ihnen immer wieder zu sagen.